

**NIKEATA
THOMPSON**



Leseprobe

Nikeata Thompson, Thembi Wolf

Schwarz auf weiß

Trau dich zu träumen und schaff das Unmögliche

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 240

Erscheinungstermin: 30. August 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Wer erfolgreich sein will, muss Mut haben. Nikeata Thompson weiß das, denn als Schwarze Frau im deutschen Showbusiness war ihr Weg nicht immer easy. Sie ist als Kind aus England nach Deutschland gekommen und hat sich gegen alle Widerstände durchgesetzt: Über den Einstieg als Tänzerin hat sie Karriere als Stagecoach und Jurorin bei Shows wie GNTM gemacht und leitet heute eine der größten Tänzeragenturen Deutschlands. Und Nikeata kämpft gegen Rassismus, Vorurteile und Ungerechtigkeit. Sie macht sich stark für Selbstliebe, Body Positivity, Sichtbarkeit und Vielfalt. Eine Frau, die Mut macht, sich selber treu zu sein und für sich selbst einzustehen.

»Schwarz auf Weiß« ist eine Reise zu sich selbst, bei der es um alles geht, um Body, Soul and Mind, eine Reise, von der ein starker Impuls ausgeht: Stell Dich Deinen Verletzungen. Gib nicht auf. Lebe Deinen Traum!



Autor

Nikeata Thompson, Thembi Wolf

Thembi Wolf ist Senior Editor beim Jugendmagazin »Vice«. Darüber hinaus arbeitet sie regelmäßig für Magazine und Zeitungen wie »bento«, »ZEIT ONLINE«, »Tagesspiegel«, »FAS«, »taz«, »Neues Deutschland« und »der Freitag« sowie für den BR zu Themen aus den Bereichen Politik, Gesellschaft und Wirtschaft. Für ihre Schwerpunkte »Porträts« und

NIKEATA THOMPSON
SCHWARZ AUF WEISS

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Disclaimer: Der Begriff »Schwarz« wird in diesem Buch groß geschrieben. Er bezeichnet keine Eigenschaft, die sich auf eine Hautfarbe bezieht, sondern wird bewusst von Menschen als Selbstbezeichnung gewählt, die aufgrund ihrer Hautfarbe Erfahrungen mit Rassismus machen.

Originalausgabe 2021

Copyright © 2021 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Evelyn Boos-Körner

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
unter Verwendung eines Fotos von © Sebastian Busse

Fotos Bildteil: Copyright © Nikeata Thompson privat

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-21821-5

www.heyne.de

Inhaltsverzeichnis

Die goldene Regel:

Glaub an dich! 7

NIKEATAS LIFE LESSON: VISUALISIERUNGEN 9

Regel eins:

Never forget, where you come from! 11

NIKEATAS LIFE LESSON: SELBSTVERTRAUEN 22

Regel zwei:

Change your Narrative! 24

NIKEATAS LIFE LESSON: EINZIGARTIGKEIT 48

Regel drei:

Nimm dir deinen Raum! 50

NIKEATAS LIFE LESSON: RESPEKT 78

Regel vier:

Dream Big! 80

NIKEATAS LIFE LESSON: SELBSTWERT UND
ZIVILCOURAGE 106

Regel fünf:

Never stop working! 108

NIKEATAS LIFE LESSON: FINANZEN 138

Regel sechs:

Be Yourself!! 141

NIKEATAS LIFE LESSON: SELBSTBEHAUPTUNG 183

Regel sieben:

Black Lives Matter! 185

NIKEATAS LIFE LESSON: VERBÜNDETE FINDEN 206

Regel acht:

Stand up and be counted! 208

NIKEATAS LIFE LESSON: MUT 219

Du hast es in der Hand -

Das Glossar 221

Danksagung 237

Die goldene Regel:

Glaub an dich!

Oder: Die vierte Hürde

MAN SAGT, DAS LEBEN IST ein Marathon. Und das stimmt, aber manchmal ist es auch ein Sprint und oft ein Hürdenlauf.

Als junge Frau war ich für eine Weile die schnellste Läuferin Deutschlands, Deutsche Meisterin im Hürdenlauf und die Hoffnung für Olympia. Aber wie so oft im Leben, kommt ein Wettkampf, in dem du versagst.

Zuerst lief alles wie immer. Schon an der ersten Hürde ging ich in Führung. An der vierten Hürde verhakten sich meine Beine, und mir wurde schwarz vor Augen. Ich stürzte und verlor. Beim nächsten Training nahm ich Anlauf, lief und blieb vor der vierten Hürde plötzlich stehen.

Eine unsichtbare Wand hielt mich davon ab weiterzulaufen. Von da an ging es ein ganzes Jahr so, immer startete ich mit Abstand – und war gelähmt von der Wand vor der vierten Hürde. Ich trainierte immer härter und verlor trotzdem jeden einzelnen Wettkampf. Was blockierte mich? Ich konnte es nicht erklären. Das Schlimmste war: Irgendwann verlor nicht nur ich selbst, sondern auch die Menschen um mich herum den Glauben an mich.

Jeder kennt diese »vierte Hürde«, die einem das Leben in den Weg stellt und die unüberwindbar zu sein scheint. Auch wenn man es immer und immer wieder versucht.

Willi Schmitz, mein kluger Trainer, sagte damals zu mir: »Nikeata, heute Abend im Bett stellst du dir vor, wie du aufstehst, wie du frühstückst, wie du deinen Glücksbringer einpackst, wie du auf den Startblock gehst und wie du gewinnst.«

Er wollte, dass ich meine Blockade so überwinde. Ich sollte visualisieren, mir meinen Traum vom Sieg also ausmalen. Ich nickte, obwohl ich noch nicht richtig daran glaubte. Aber ich hatte es Willi versprochen, also visualisierte ich meinen Sieg. Ich stellte mir vor, wie meine Pflegefamilie jubeln würde und meine Klassenkamerad:innen mir am nächsten Tag in der Schule ein High five geben.

Und ich gewann.

In diesem Buch erzähle ich, wie ich die Hürden in meinem Leben überwinden konnte. Und auch, wie ich irgendwann keine Lust mehr hatte, geradeaus zu laufen, und mit dem Tanzen anfang. Wie ich gegen alle Widerstände das erreichte, wovon ich immer geträumt hatte.

Mittlerweile gibt es drei dunkelhäutige Frauen im deutschen Prime-Time-Fernsehen, die regelmäßig zu sehen sind: Motsi Mabuse, Florence Kasumba und ich. Mir wird oft gesagt, ich würde gerne über das Thema Rassismus sprechen. Das ist Quatsch. Ich muss mich damit beschäftigen. Es ist eine weitere Hürde in meinem Leben.

Denn um erfolgreich und glücklich zu werden, müssen wir uns trauen, an das zu glauben, was wir erhalten, wenn wir die Hürden überwunden haben. Wir müssen uns trauen zu träumen.

NIKEATAS LIFE LESSON: VISUALISIERUNGEN

Jeder Mensch hat seine eigene Art und Weise, Informationen aufzunehmen. Ich bin eher der visuelle Typ, und daher sind für mich – wie für viele andere Menschen – Visualisierungen besonders hilfreich.

Um es mit William Arthur Wards geflügelten Worten zu sagen: *»If you can imagine it, you can achieve it. If you can dream it, you can become it.«*

Visualisierungen helfen mir auch heute noch bei Lampenfieber. Zusätzlich hilft mir der Gedanke, zu wissen, wofür ich das alles tue. Mein Endziel im Kopf zu haben und mir bewusst zu machen, dass ich gerade einen weiteren Schritt in die richtige Richtung gehe, gibt mir die nötige innere Ruhe.

Unser Unterbewusstsein kann nämlich eine vorgestellte und eine tatsächliche Erfahrung nicht auseinanderhalten. Durch das Üben von Visualisierung lernen wir, neue Eindrücke in unseren Geist zu lassen. Ideal ist es, ein Bild in unserem Bewusstsein zu halten und es mit einer Emotion zu verknüpfen.

»Where focus goes energy flows!« Ich glaube, dass Energie dorthin fließt, wohin man die eigene Aufmerksamkeit lenkt. Um im Leben das zu erreichen, was wir uns von Herzen wünschen, brauchen wir ein klares Ziel vor Augen, das von einem Purpose und einer Bedeutung gestützt wird. Erst dann können wir unsere kostbare Energie auf genau dieses Ziel fokussieren und es mit Vehemenz verfolgen.

Der Leistungssport hat mir beigebracht, eine Kämpferin zu sein, durchzuhalten und Dinge so lange zu probieren, bis sie klappen.

Auch wenn die Sterne gegen mich stehen. Erfolg ist die Belohnung dafür, dass man nicht aufgibt – was nicht heißt,

dass auch eine gewisse Portion Glück und gutes Timing nötig sind.

Regel eins:

Never forget, where you come from!

ICH WURDE IM AUGUST 1980 in Birmingham geboren. Mein leiblicher Vater und seine Familie sind Jamaikaner. Sein Vater, also mein Großvater, ist damals zum Arbeiten nach England gekommen, genau wie die Türken und Italiener nach Deutschland. Ich habe eine britische Mutter, Pauline, die groß und schlank, sanft, ruhig, strategisch ist und sehr bestimmend sein kann. Ich habe auch eine deutsche Mutter. Sie ist herzlich, klein, frech, laut, kommunikativ, mit einer starken Willenskraft und war 40, als sie mich kennengelernt hat. Aber dazu später mehr.

Meine britische Mutter gab mir vier Namen, mein liebster darunter ist *Nzinga*. Ich wurde nach Nzinga von Matamba benannt, der wohl größten afrikanischen Königin, die im 17. Jahrhundert über das heutige Angola herrschte. Eine kluge Diplomatin, eiskalte Taktikerin und temperamentvolle Queen. Meine Mutter gefiel der Glauben vieler afrikanischer Kulturen, dass ein Kind, das nach einem starken Menschen benannt ist, denselben Charakter bekommt. Sie sagt, das habe doch ganz gut funktioniert. Die Unbesiegbare!

Unser kleines Reihenhaus in England stand in Selly Oak, einem eher weißen Viertel von Birmingham, der zweitgrößten Stadt Großbritanniens. Das bunte Stadtzentrum war etwa eine halbe Stunde mit dem Bus ent-

fernt. In anderen Gegenden von Birmingham wohnten indische, pakistanische und Schwarze Familien Tür an Tür. Bei uns lebten gutbürgerliche, weiße Familien in ordentlichen Reihenhäusern aus den typischen roten Klinkersteinen.

Betrat man mein Zuhause, kam zuerst ein schmaler Flur, in dem links alles stand, was man so braucht: Schuhe und natürlich Regenschirme. Denn in England regnet es eigentlich immer. Dahinter kam das Wohnzimmer mit den knallbunten Gardinen, dem Kamin und einem riesigen Wandteppich. Auf diesem neonorange Teppich waren eine Schwarze Frau und ein Schwarzer Mann abgebildet, die ineinander verschlungen schienen. Ich hatte immer das Gefühl, dass sie Liebe zelebrierten. Ich fand das schön, denn insbesondere »Black Love« ist ein Bild, das wir in Medien, der Literatur oder Kunst nicht oft zu sehen bekommen. Hinter dem Wohnzimmer folgte die Küche und natürlich der *backyard*, unser kleiner Garten. Eine steile Treppe führte in das Zimmer meines Bruders, das von Mama, in meines und ins Bad.

Man denkt oft, Häuser müssen groß und ausladend sein, um glücklich zu machen. Aber dort, wo es eng ist, ist man näher zusammen. Ich habe schon damals gelernt, dass ich gar kein riesiges Loft brauche, um glücklich zu werden. Ich brauche Türen. Ich brauche ein Zuhause, das Gemütlichkeit und Schutz bietet, damit ich Kraft tanken kann. *Wings and Roots*. Wurzeln und Flügel.

Meine britische Mutter, Pauline, ist eine schöne, elegante Frau. Sie hatte eigentlich als Schauspielerin auf den Bühnen dieser Welt stehen wollen. Und für eine kurze Weile sah es so aus, als würde sie diesem Traum näher kommen. Pauline nahm Schauspielstunden und ergatterte sogar ein

paar Rollen. Ihr größter Erfolg war eine Nebenrolle in einer Theateraufführung von *Anna und der König* in London. Aber sie hatte nicht einmal genug Geld, um sich Abzüge der professionellen Fotografien der Vorführung zu kaufen. Mein großer Bruder war zu dieser Zeit bereits auf der Welt. Und als Schwarze, alleinerziehende Frau konnte sie sich den Schauspielunterricht bald nicht mehr leisten.

Obwohl ihr eigener Traum nie Wirklichkeit wurde, verlor meine Mutter aber nicht den Glauben daran, dass wir alles im Leben erreichen können, was wir uns vornehmen. Sie sagt mir und meinen Brüdern immer wieder, wie ein Mantra:

»Glaubt an euch. Habt Ambitionen. Und lasst euch bloß nicht einreden, dass ihr etwas nicht schaffen könnt. Ihr seid fähig. Ihr könnt erreichen, was ihr wollt. Ihr seid schön!«

Meine britische Mutter war liebevoll, aber auch streng. Es gab drei Regeln in unserem Haus. Nummer eins: Manieren! Sprich respektvoll mit Menschen, besonders Älteren. Nummer zwei: Lüg nicht. Und drittens: Arbeite hart.

Wenn ich doch aufmüpfig wurde oder Flausen im Kopf hatte, sagte meine Mutter diesen Satz zu mir: »*Never forget, where you come from.*« Vergiss nie, wo du herkommst. Ich habe erst viel später verstanden, was sie damit meinte.

Es war meiner Mutter immer wichtig, dass ich die Schwarze Geschichte kenne. Sie erzählte mir oft von Dido Elizabeth Belle, einer Schwarzen Adligen im England des 18. Jahrhunderts. Ihre Mutter soll eine Sklavin gewesen sein, ihr Vater ein Marineoffizier. Das Königshaus hatte zur selben Zeit auch afrikanische Königinnen nach England verschleppt, die mussten ihre Tracht ablegen und stattdessen europäische Kleidung tragen. Manche wurden

eine Art adlige Prostituierte. Und heute noch trägt die Queen Diamanten aus Afrika in der Krone.

Meine Mutter erzählte mir das alles, weil sie mir etwas vermitteln wollte. Ich sollte wissen, dass es kein Zufall ist, wenn Schwarze Menschen heute schlecht bezahlte Jobs haben. Es gibt einen Grund dafür. Denn die Generationen vor uns hatten nicht die gleichen Chancen wie weiße Menschen. Das Land, auf dem wir heute leben, ist nicht unser Land, nicht das Land unserer Vorfahren. Die Kolonisatoren haben aber das, was unser Land war, für sich deklariert. Sie haben es genommen und ausgebeutet. All das steht nur so nicht in unseren Schulbüchern.

Wann immer es sich ergab, arbeitete Pauline als »Mannequin«, also als Model. Sich als Schwarze Frau einfach nur schön fühlen zu dürfen war ein Luxus. Um Geld zu verdienen, kochte sie und betrieb einen kleinen Eine-Frau-Cateringservice für Kindergärten, Chorkonzerte und ein Jugendzentrum.

Das Kochen war nicht ihre größte Leidenschaft, sondern eher eine Möglichkeit, um die Brötchen zu verdienen. Trotzdem liebte sie es, ihr eigener Chef zu sein. Sie kochte mal Chili con Carne, mal karibischen Reis mit Bohnen, Rind oder Hühnchen. Denn sie wollte ihren Kund:innen einen Geschmack anderer Kulturen mitgeben.

Am berühmtesten ist bis heute ihr Apple Crumble. Pauline hatte einen Wettbewerb mit ihrer Cousine laufen, wer den besten »Apfel-Krümel-Kuchen« von Birmingham machte. Meine Mutter gewann natürlich. (Das Geheimnis lautet: Krümel nach unten und die Äpfel nach oben, bis die Backform gefüllt ist. Dabei die Schichten exakt gleich verteilen!)

Sieht man sich alte Familienfotos von uns an, dann könnte man denken, wir wären vom Set von *In Living Color* weggelaufen. Das war die erste Comedyserie, die sich in den 90ern traute, Black Comedy ins Fernsehen zu bringen. Mit Schwarzen Schauspielern, Umgangssprache und Insider-Witzen, über die man nur mit Schwarzen Familien lachen konnte. Wir tragen auf den Bildern knallbunte Pullover mit schreienden 80er-Jahre-Mustern: eine kleine, fröhliche Familie.

Als ich zwei war, verließ meine Mutter meinen Vater. Und sie sprach darüber so weise, wie sie über alle Dinge spricht: »Es hat nicht ewig gehalten. Aber während es da war, war es gut. Und du bist entstanden.«

Ich hatte immer mein eigenes Zimmer, aber mein Lieblingsort in unserem Haus war die Küche. Denn dort tanzte meine Mutter mit mir auf dem glatten Steinboden. Manchmal holte ich dazu ihre »Klack-Klack-Schuhe« aus dem Flur und machte ein paar Schritte, die ich von ihr gelernt hatte.

»Oh no, that's not how you do the bogle!«, sagte meine Mutter dann mit gespielter Empörung. Und dann zeigte sie mir, wie man den jamaikanischen *Dancehall-Move* richtig macht. Pistolenhände in die Luft! Brust nach hinten lehnen! Und aus der Hüfte eine Wellenbewegung! Mir wurde erzählt, dass der »Erfinder« des Bogles Gerald Levy, aka »Father Bogle«, ein zu kurzes Bein hatte und dadurch diese besondere Form der Bewegung zustande kam.

Während ich mich nicht an viele Details aus meiner frühen Kindheit erinnern kann, ist mir eines für immer in Erinnerung geblieben, nämlich dass wir sehr viel tanzten. Tanzen war einfach ein wichtiger Teil des Zuhause-Gefühls.

Ich hasste es, morgens aufstehen zu müssen. Also wollte meine Mutter es mir erleichtern. Sie legte eine Michael-Jackson-Platte auf, frittierte Kochbananen, die bis in mein Zimmer dufteten, und mein Bruder Jason tanzte den *Moonwalk* auf dem Boden meines Kinderzimmers, bis ich klatschte und mitmachte.

Wir hatten einen Esstisch, aber die Stühle und Sessel standen meist nicht dort, sondern im Kreis. In der Mitte war dann nämlich eine kleine Bühne mit genug Platz für unsere moves. Ich erinnere mich, wie bei Geburtstagen oder Partys die älteren Gäste dort saßen, uns zum Performen aufforderten und klatschten, während wir Kinder in der Mitte zeigten, wie gut wir tanzen konnten.

Der Dancehall-Musiker Yellowman war damals der große Star der 80er. Er machte den *Jockey Move*, der aussah, als ob man ein Pferd reitet. Ich beobachtete die Erwachsenen dabei, wie sie ihn tanzten, und perfektionierte die Schritte heimlich, bis ich meiner überraschten Mutter den perfekten *Jockey Move* vorführte. Ich war damals schon sehr motiviert und entschlossen. Wer die Onkel und Tanten beim Vortanzen am besten überzeugt hatte, bekam nämlich ein Pfund zugesteckt. Mit dem Geld rannten wir Kinder die Straße hoch zum Kiosk, um *Sweeties* zu kaufen: *Crisps*, *Jelly Babies* und *Skittles*. Auf dem Rückweg zum Backsteinhaus gab es ein Wettrennen, und dann wurde weitergetanzt und gegessen. Ich habe oft gewonnen, die Süßigkeiten teilte ich dann mit meinen Brüdern und Cousins. Es sind schöne Erinnerungen.

Auch wenn für uns das Tanzen ein großer Spaß war, machte meine Mutter uns schon früh klar, dass Musik immer auch eine politische Dimension hat. Pauline liebte Rock 'n' Roll. »*Nikeata, you know*, wir haben das erfun-

den!«, sagte sie mir immer, während auf dem alten Plattenspieler Musik von Chuck Berry lief. »Wir haben das erfunden, aber wir verdienen nicht das Geld damit«, erklärte sie. Die Schwarzen Jazz-Musiker:innen der 50er und 60er durften für die Weißen spielen, aber mussten durch die Hintertür in den Klub rein- und rausgehen. Sie durften für das Publikum spielen, aber sonst waren sie nicht erwünscht.

Selbst Elvis Presley war in die Schwarzen Viertel gegangen und hatte die Musik dort genossen. Sein erster Song *Hound Dog* ist sogar ein Cover vom Song einer Schwarzen Frau. Er war für die Blues-Ikone und Mundharmonika-Queen Big Mama Thornton geschrieben worden, als Elvis noch in den Windeln war. Heute ist seine Version – nachdem der Track geglättet und die sexuellen Anspielungen weggestrichen worden waren – die erfolgreichste von allen. Elvis kennt heute jedes Kind auf der ganzen Welt, Big Mama nicht.

Ich denke oft darüber nach, was meine Mutter mir erzählte, wenn ich heute Musik höre. Ähnliches gilt auch für Bob Marley. Alle lieben den Mann, aber die Geschichte dahinter verstehen wir nicht. Oder wie erklärt sich sonst, dass viele Deutsche keine Ahnung von ihrer Kolonialgeschichte und Sklaverei haben, aber in jeder Dorfdisco *Buffalo Soldier* mitgrölen können? Sie singen *Stolen from Africa brought to America*, aber die Geschichtsstunde überhören die meisten dabei. Ich denke dann an meine Vorfahren. Ich sagte ja, mein Vater und seine Familie kommen aus Jamaika. Aber das stimmt so gar nicht. Auch dorthin wurden sie, wurden wir durch die Engländer entführt. Denn Jamaika war einer der ersten Orte, von dem aus Sklaven aus Afrika in die Welt verkauft wurden. Es ist eben so, wie Bob Marley singt:

*If you know your history
Then you would know where you coming from
Then you wouldn't have to ask me
Who the heck do I think I am*

Ich hatte glückliche Abende in England. Wenn meine Mutter mich von der Kita abholte, freute ich mich tierisch. Zu Hause wurde dann gekocht. Meine Mutter legte die Thriller-Platte von Michael Jackson auf, machte das Licht aus und jagte uns durch die Bude. Am Ende des Songs erschreckte sie uns mit einem gruseligen Lachen. Etwa vier Stunden hatte meine Mutter am Tag mit uns, aber diese kurze Zeit kostete sie aus, so gut es ging. Heute denke ich, sie muss sehr müde gewesen sein nach der Arbeit und mit der Verantwortung für mich und meinen Bruder allein auf ihren Schultern. Trotzdem schaffte sie es, mir die schönsten Momente meiner Kindheit zu schenken.

An den Wochenenden besuchten wir oft unsere *Grandma*. Meine Großmutter war eine große, elegante Frau, eine echte *Churchlady* und Diva. Ich habe sie fast nie ohne Hut gesehen, und immer passte er perfekt zum Rest des Outfits. Es gab nur einen einzigen Ort, an dem sie den Hut gegen ein Kopftuch tauschte: die Küche.

Als junge Frau hatte *Grandma* in der Nähe von Birmingham nach einem Haus für ihre Familie gesucht. Diese wuchs nämlich, und sie wollte ein Zuhause finden, in dem genügend Platz für ihre Kinder war. Sie lief immer wieder an einem netten, unbewohnten Eckhaus mit großem Garten vorbei. Es war perfekt! Geräumig und nur einen Fußweg von der Kirche entfernt. Nur ein Problem gab es. Am Haus hing ein Schild mit der Aufschrift »NO DOGS AND NO N*****«.«

Grandma machte ein Foto von dem Schild und entschied, dass sie genau dieses Haus wollte und kein anderes. Ich weiß nicht, woher sie diese Entschlossenheit nahm, aber ich bewundere sie noch heute. *Grandma* legte über Jahre jedes Pfund, das sie übrig hatte, zurück. Sie machte den Vermieter ausfindig und bearbeitete ihn immer und immer wieder. Bis er nachgab und sie tatsächlich mit ihren sechs Kindern in das Haus einziehen durfte. *Grandma* lebte 40 Jahre in dem Eckhaus, pflanzte Kartoffeln und Blumen in ihrem liebevoll gestalteten Garten. Wenn wir sie besuchten, roch es draußen unangenehm nach den Brauereien rundum, aber im Haus duftete das Essen, das für mich noch heute »Zuhause« signalisiert: Rice and Peas, ein jamaikanisches Nationalgericht.

Und danach zog sie manchmal das Foto von dem alten Schild am Haus hervor, um es uns zu zeigen und die Geschichte zu erzählen. Sie war stolz. Und sie wollte uns vermitteln, dass wir uns niemals aufhalten lassen sollten.

Meine Großmutter wehrte sich gegen den Rassismus, der in ihrer Zeit noch viel offener und direkter allgegenwärtig war. Ihren Kindern gab sie mit, dass auch sie sich nicht unterdrücken lassen sollten. So wie meine Mutter es später mir und meinen Brüdern beibrachte: »Dass ihr Schwarz seid, ist nicht euer Problem, sondern ihres!« Ich glaube, dass so jede Schwarze Generation ein bisschen mutiger und stärker wird. Und sich weniger gefallen lässt.

All diese Dinge, die meine Mutter und *Grandma* mir mitgaben, prägen mich heute. Der Stolz, die Kultur und die Tanzschritte.

Ein Großteil der heutigen populären Musikstile haben ihren Ursprung in der Schwarzen Kultur: Gospel, Blues

und Rock'n'Roll zum Beispiel. Weiße Menschen bedienten sich *lange Zeit* an diesen neuen Genres, ohne deren eigentliche Herkunft zu kennen.

Auch wenn wir *lange Zeit* unterdrückt wurden und teils immer noch unterdrückt werden: Musik war und ist ein Werkzeug für uns. Zur Kommunikation natürlich, aber auch als Weg zu Unabhängigkeit und Freiheit. Wenn wir einmal richtig hinhören, wird uns das bewusst. Es gibt so viele Songs, in denen über alltäglichen Rassismus gesungen wird.

Ich bin mir sicher, dass Musik viel dazu beigetragen hat, rassistische Erlebnisse zu verarbeiten und zu überstehen, denn man wusste, es erging vielen von uns so – man war nicht allein.

Aber so viele dieser Texte werden nicht richtig verstanden, sie werden ignoriert, obwohl ihre Message so bedeutend ist. Es wird Zeit, dass wir dem Anerkennung zollen. Wie Aretha Franklin singt:

»R-E-S-P-E-C-T

Find out what it means to me«

Ich werde ziemlich oft gefragt, wo ich herkomme. Als Kind antwortete ich auf die Frage nur: »*It's none of your business.*« Meine britische Mutter hatte mir das beigebracht. Als Teenager war ich da schon etwas rabiater: »Aus meiner Mutter komme ich, und du?« Später lernte ich, höflich und gewissenhaft auf die Woher-Frage zu antworten.

»Ich bin in der Stadt Birmingham in England geboren und mit sechs Jahren nach Wermelskirchen, in ein idyllisches rheinländisches Dorf in Deutschland gezogen – ist Ihnen das präzise genug?«

Albern eigentlich, oder? Heute antworte ich auf diese Frage je nach Tagesform immer mal wieder anders. Aber wenn man mich auf dem richtigen Fuß erwischt, dann sollte man sich besser etwas Zeit nehmen, denn die Antwort ist eine kleine Geschichtsstunde.

»Wo ich herkomme, möchten Sie wissen? Sie haben mich gefragt, wo ich herkomme? Sie kennen offensichtlich die deutsch-afrikanische Kolonialgeschichte nicht! Gerne kläre ich Sie etwas auf. Die Deutschen haben die ersten Schwarzen vor 300 Jahren aus dem Kongo geholt. Manche durften für den Kaiser tanzen, andere wurden als Exoten aus den fernen Ländern wie Tiere in den Zoo gestellt. In ganz Europa gab es das, man nannte es Völkerschauen.

Die Menschen, die das getan haben, sind genau die Menschen, die mich entwurzelt haben, vor mehr als vier Generationen. Wie soll ich Ihnen also sagen können, woher ich komme? Daran waren auch Ihre Vorfahren beteiligt. Schwere Kost, nicht wahr? Ja, finde ich auch! Wir sollten endlich lernen, empathisch miteinander umzugehen und keine unbedeutenden Fragen zu stellen. Viel wichtiger ist es doch, die Geschichte dahinter zu sehen und zu verstehen.«

Ich weiß, das ist eine harte Antwort.

Und ich weiß auch, dass diese »investigative« Fragerei nach meiner Herkunft einstudiert ist und oft nicht böse gemeint. Aber wenn Menschen fragen, woher ich komme und dann noch sagen: »Sie sprechen aber gut Deutsch.« Dann vermittelt mir das: Du kommst nicht von hier. Du kannst gar nicht von hier kommen. Du bist anders, nicht normal. Ich habe gelernt zu antworten.

»Alle Menschen sind gleich«, steht im deutschen Grundgesetz. Klar, wir alle haben Arme, Hände, Beine und ein Hirn. Aber wir werden nicht gleich behandelt. Manche von uns müssen sich ständig für ihre Existenz rechtfertigen. Mit meiner Antwort, denke ich, gebe ich den Menschen zumindest eine kleine Lektion mit auf ihren Weg. Etwas, worüber sie nachdenken können. Woran sie wachsen können. Und beim nächsten Mal überlegen sie vielleicht, ob sie die ehrliche Antwort auf die Frage »Wo kommst du her?« wirklich hören wollen. »*Send them home with homework!*«, wie meine britische Mutter immer sagt.

NIKEATAS LIFE LESSON: SELBSTVERTRAUEN

Der Bürgerrechtsaktivist Joseph Lowery sagte einmal: »*If you don't know where you come from, it's difficult to assess where you are. It's even more difficult to plan where you are going.*«

Das war zu der Zeit auf seinen maßgeblichen Einsatz im Rahmen der Bürgerrechtsbewegung an der Seite von Martin Luther King in den 50er- und 60er-Jahren bezogen. Aber ich finde, dass dieser Ansatz eine universelle Bedeutung entfalten kann, wenn man sich auf den Kern der Aussage konzentriert: Wings and Roots.

In einer idealen Welt würden alle Weltbürger:innen - unabhängig von der sozialen Herkunft, der Abstammung und dem Geschlecht - dieselben Chancen auf Bildung und berufliche Erfüllung haben. Dass dies nicht der Fall ist, erleben wir tagtäglich. Also was macht man, wenn man an einem Wettbewerb teilnimmt, aber nicht dieselben fairen Voraussetzungen

hat wie andere, die bessergestellt sind? Allein durch die Geburt in bestimmte Umstände sind gewisse Bedingungen einfach vorgegeben. Kein Kind hat Einfluss darauf, in welches Elternhaus und in welches sozio-ökonomische Umfeld es geboren wird.

Als Autodidaktin bin ich der beste Beweis: Nur weil andere gelernt und studiert haben oder ausgebildet wurden, bedeutet das nicht immer, dass sie besser in ihrem Metier sind. Manchmal ist es sogar gut, eine andere und »ungelehrte« Sicht auf Dinge zu haben, gerade bei kreativen Berufen. Meine Erfahrung ist es, dass Fleiß, Ambition, Durchhaltevermögen und Leidenschaft auch einen Karriereweg ebnen können, egal wie du aufgewachsen bist. Wut darüber, dass Menschen mir bestimmte Sachen nicht zutrauten, habe ich zugelassen und zu meinem Antrieb werden lassen. Und wenn du nicht zufrieden mit deinem Selbstbild bist, dann hör auf, dich mit anderen zu vergleichen, und probiere doch mal etwas Unerwartetes aus – du kannst dich jeden Tag neu erfinden!

